This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

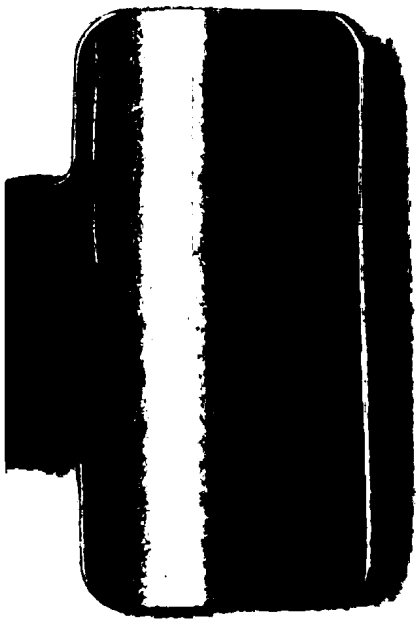
GRAD
Z
1001
.H12
1896
BUHR

Maculaturalia

Von

Julius R. Haarhaus

UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817
WILLIAM L. CLEMENTS LIBRARY



Haarhaus, Julius R.
(Julius Rüttiger)

Maculaturalia.

Ein Märchen für Bücherfreunde

von

Julius R. Haarhaus.

Leipzig,
Verlag von H. Haessel.
1896.

Z
1001
.H12
1896
Buhr

grad/Buch
gift
10/29/01
+10790137

Es war am Abend des 15. Dezember. Die plötzlich eingetretene Kälte, die in den letzten Tagen das milde Spätherbstwetter abgelöst hatte und die Bewohner Leipzigs an das nahende Christfest erinnerte, machte bereits ihren Einfluß auf das geschäftliche Leben der Stadt geltend.

Auch in der X'schen Buchhandlung begrüßte man heute die ersten Weihnachtskunden. In den Schaufenstern brannten sämmtliche Gasflammen und warfen ein feenhaftes Licht auf die reichen Goldpressungen der Prachtwerke, die bunten Decken der Märchen- und Bilderbücher, und die vielverheißenden Umschläge der französischen und englischen Weihnachtsnummern, vor denen die ernsten wissenschaftlichen Compendien, die sonst die Fenster füllten, in der letzten Woche das Feld hatten räumen müssen.

Was heute im großen Bücherreiche kein feiertäglich Gewand trug und sich nicht schon durch sein Äußeres als „passendes Festgeschenk“ kenntlich machte, mußte mit einem bescheidenen Plätzchen auf einem der staubigen Regale des Antiquariats vorlieb nehmen.

In diesem Raume war es heute auffallend still. Die Büchergestelle, die so dicht neben einander standen, daß zwischen ihnen kaum Platz für die Leitern blieb, schienen sich in die Nacht zu verlieren. Selbst der lange, mit Bücher-sendungen bedeckte Tisch stand größtentheils im Dunkeln, da die mit einem grünen Schirm versehene Petroleumlampe nur einen kleinen Lichtkreis über das dem Ofen zugewandte Ende der Tafel warf. In diesem Lichtkreise, der dem Wärmekreise des Ofens entsprach, gewahrte man einen jungen Mann, eifrig beschäftigt, die Sendungen Buch für Buch auf die Blattconten der Kunden zu notiren. Trotz dieses Eifers

hätte ein ſchärferer Beobachter in den Zügen des Arbeitenden eine leiſe Ermüdung wahrnehmen können, denn Robert Schmittlein — ſo hieß unſer Freund — war nach langer Eiſenbahnfahrt erſt heute in Leipzig angekommen. Er hatte ſeine neue Stelle urſprünglich am erſten Januar anzutreten gedacht, war aber durch einen dringenden Brief ſeines neuen Principals veranlaßt worden, des lebhafter werdenden Geſchäftes wegen ſchon heute in Leipzig einzutreffen. Natürlich war der junge Mann, der die Kunden nicht kannte, im Sortimente noch nicht zu gebrauchen, und ſo kam es, daß man ihm die beſchauliche Arbeit im Antiquariate zugewieſen hatte.

Von Zeit zu Zeit, wenn ſich die Thüre zum Laden öffnete, drang für einen Augenblick das Stimmengewirr aus jenem lebhafteren Geſchäftsbezirk an ſein Ohr. Dann erhielt er auch auf kurze Zeit in ſeiner Einſamkeit Ge-

ſellſchaft: einer der Gehülfen eilte durch das Antiquariat, ſchob einen Zettelkatalog in die Nähe des Schreibenden, ſummte einige Zahlen vor ſich hin, nahm mit kurzen Worten der Entſchuldigung dem neuen Collegen die Lampe fort, ſtieg damit auf eine Leiter, und ließ ſie ſchließlich, wenn er das Geſuchte gefunden hatte, mit einer Rückſichtsloſigkeit, die nur durch den Drang der Geſchäfte gerechtfertigt werden konnte, auf irgend einer Kiſte ſtehen. Drei- oder viermal ſchon hatte Schmittlein ſich den entführten Lichtſpender wieder holen müſſen, als im Sortimente plötzlich Stille eingetreten zu ſein ſchien. Auch draußen war es ruhiger geworden, das Raſſeln der Frachtwagen und der gleichförmige Hufſchlag herrſchaftlicher Wagenpferde ließ nach, und man vernahm nur noch die in der Kälte laut hallenden Schritte eiliger Fußgänger.

Schmittlein ſah nach der Uhr. Die neunte Stunde war bereits vorüber. Um dieſe Zeit

hatte er in ſeiner Heimath längſt beim Abendeſſen geſeſſen. Er erhob ſich, ſchritt zum Kleiderſpind und entnahm ſeinem Mantel ein Brödchen mit Gothaer Wurſt, das er im Eiſenacher Bahnhofsreſtaurant, mehr der hübſchen Wirthstochter als ſeinem Magen zu liebe, gekauft hatte. Der trockene Biſſen mundete vortrefflich. Während des Eſſens glaubte ſich der junge Mann eine kleine Ruhepauſe gönnen zu dürfen, die er mit Lektüre auszufüllen gedachte. Sein Blick fiel auf ein unſcheinbares Büchlein, das für einen Landgeiſtlichen in Holſtein beſtimmt war und mit allerlei theologiſchen Werken zuſammen noch der Eintragung auf deſſen Conto harrte. Es war die Reclam'ſche Ausgabe von Schulze's Bezauberter Roſe. In demſelben Augenblick, da er das Büchlein in die Hand nahm, ſchien ſich ein anderes Buch — Chamiſſo's Schlemihl, der in ſeltſamer Geſellſchaft die Reiſe zur Gräfin Landeck, einer ſehr reichen

Dame mit ſonderbaren literariſchen Neigungen antreten ſollte — zu bewegen. Er glitt, ſcheinbar ohne äußere Veranlaſſung, von dem hohen Stapel ſeiner Schickſalsgefährten hinab. Schmittlein legte ihn, ohne dem Vorgange weiter Beachtung zu ſchenken, an ſeinen Platz zurück und vertiefte ſich in die klangvollen Strophen des romantiſchen Gedichtes des Mannes mit dem proſaiſchen Namen.

Es mochte gegen 11 Uhr ſein, als der junge Buchhändler, dem die Stille im Sortimente verdächtig wurde, aufſtand und ſich mit entſchloſſenen Schritten nach dem Laden begab. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er dort alles dunkel fand! Nur ein ſchmaler Lichtſtreif drang von der Straßenlaterne durch den Spalt der Rolläden und erleuchtete ſpärlich den großen Raum. Schmittlein taſtete ſich bis zur Ladenthüre vor — ſie war feſt verriegelt! Man hatte ihn offenbar in ſeinem Antiquariat ver-

geſſen! Er mußte ſich alſo darauf vorbereiten, die Nacht in den ungaſtlichen Räumen des Geſchäftes zu verbringen. Entmuthigt kehrte er in das Antiquariat zurück, füllte noch einmal Kohlen nach und ſchob den alten Korbſeſſel in die nächſte Nähe des Ofens. Zum Glück war die Lampe reichlich mit Öl verſehen, ſo daß dem Eingeſperrten immer noch die Möglichkeit blieb, ſich mit Lektüre die Zeit zu vertreiben, falls ihn der Schlaf meiden ſollte. Er machte es ſich auf ſeinem Seſſel bequem und ſchloß die Augen. In dieſem Augenblicke ließ ſich dicht neben ihm auf dem Tiſche ein ſeltſames Kniſtern vernehmen.

Ein kleines Buch — es war dasſelbe, in dem der junge Mann vorher geleſen hatte — richtete ſich auf, und — konnte er ſeinen Augen trauen? — aus dem oberen Schnitt wuchs ein zierliches Mädchenköpfchen, das ihn gar freundlich anlächelte. Das Büchlein nahm menſchliche Geſtalt an, aus dem blaßrothen Umſchlage

reckten ſich zierliche Ärmchen hervor. Ein Diadem, in dem die Zahl 239 zu leſen war, ſchmückte das blonde Haar und ein Gürtel mit der Aufſchrift: „Jeder Band iſt für 20 Pfennig einzeln käuflich“, umſchloß die feine Taille. Das kleine Fräulein ſtieg behutſam von ſeinem Bücherſtoße herab, trat an den Rand des Tiſches, knixte und redete Schmittlein mit folgenden Worten an: „Weil Du der Einzige biſt, der mich, ſeit ich hier bin, eines freundlichen Blickes gewürdigt, ſo will ich Dir Zeitlebens dankbar ſein. Wundere Dich nicht, wenn Du mich, ein todtes Buch, jetzt plötzlich belebt ſiehſt, gleich werden auch die anderen Bücher ringsumher aus ihrem Schlafe erwachen. Du mußt nämlich wiſſen, daß wir alljährlich in der Nacht zum 16. Dezember eine große Verſammlung abhalten, eine Art Familienfeſt, ehe wir auf Nimmerwiederſehen von einander Abſchied nehmen und in alle Welt hinaus müſſen.“

Eine Thräne fiel aus dem Auge des ſonderbaren Weſens.

„Ja“, fuhr das Büchlein fort, „und mir wird der Abſchied doppelt ſchwer, denn ich habe faſt acht Wochen lang mit einem Bande in demſelben Fache gelegen, mit dem ich mein ferneres Schickſal gerne verknüpfen möchte. Kennſt Du Herrn Peter Schlemihl? Ach, das iſt ein reizender kleiner Band, und dabei ſo höflich nnd nett — man merkt ihm gar nicht an, daß er, wie er mir erzählte, zum Teufel in einem ſo nahen Verhältniß geſtanden hat!“

Das Mädchen erröthete und zupfte verlegen an einem Zipfel ſeines leichten Kleides. „Ich habe Dir übrigens auch noch gar nicht meinen Namen genannt“, ſagte es, „ich heiße Roſe — die bezauberte Roſe“.

Die Uhr des Nicolaithurmes ſchlug Mitternacht, und in allen Fächern begann es ſich zu regen. Schwerfällige Folianten ſtiegen be-

dächtig die Leitern hinab, leichtere Quartbände wagten den kühnen Sprung zum Fußboden und Oktavbände ließen ſich reihenweiſe aus den Regalen zur Erde niederpurzeln. Unter dem Tiſche, an dem unſer Freund ſaß, erhob ſich ein ohrenbetäubender Lärm. Zwei theologiſche Broſchüren waren auf einander losgefahren und begannen ſich gegenſeitig zu zerzauſen, wobei ſie es an kernigen Titulaturen nicht fehlen ließen. Aber auch im Bücherreiche wacht das Auge des Geſetzes. Ein grün uniformirtes Strafgeſetzbuch bahnte ſich entſchloſſen den Weg durch die ergötzten Zuſchauer, faßte die orthodoxe Broſchüre mit der Rechten, die liberale mit der Linken und führte ſie ab, nicht ohne vorher ſeinen Kartonrock aufgeknöpft und die Ruheſtörer auf § 366 verwieſen zu haben. Die Verhaftung erregte erklärliches Aufſehen, und eine ganze Schaar von Schulbüchern, vom kleinen Plötz bis zum großen Krüger, folgte dem

Hüter öffentlicher Ordnung, der ſeine Arreſtanten in eine entlegene Ecke des Lokales abführte. Bei dieſem Auflauf rannte der kleine Daniel gegen den 13. Band der Entſcheidungen des Reichsgerichts in Strafſachen, einen würdigen Herrn in braunem Leibrock, der dem ungezogenen Burſchen eine ſchallende Ohrfeige gab. Ein Lächeln innerer Befriedigung glitt bei dieſem Strafakt über Schmittlein's Antlitz. Als er nämlich einmal in der Quinta den Orinoko nach Indien verlegt hatte, war er mit dem Büchlein in unſanfte Berührung gekommen. Seit jenem Tage hatten ſeine Sympathien für den „kleinen“ entſchieden nachgelaſſen.

Als der Lärm wieder verſtummte, bemerkte Schmittlein trotz des Halbſchlummers, in den er verſunken war, zu ſeinen Füßen allerlei wiſſenſchaftliche Compendien und gelehrte Abhandlungen, die in ernſtem Zwiegeſpräche vor dem Ofen auf- und niederwandelten. Aber ſo

ſehr er ſein Ohr auch anſtrengen mochte, niemals gelang es ihm mehr als einen abgeriſſenen Satz zu verſtehen. Bald war von der aus Nîlakantha's Commentar zum Mahâbhârata ſich ergebenden Theorie, bald von der abſoluten Zunahme der Abſorption mit zunehmendem Volumen der Flüſſigkeit bei gleicher Concentration die Rede, bald tauſchten mathematiſche Handbücher ihre Meinung in langen Zahlenreihen und verwickelten Lehrſätzen aus. Verſtändlicher waren ſchon ein paar ſtark beleibte Predigtſammlungen, die in ihren ſchwarzen Röcken ſehr ehrwürdig ausſahen und ſich offenbar über die ſoeben verhafteten Broſchüren unterhielten. „Dieſe Schreier", ſagte der eine der ſtattlichen geiſtlichen Bände, „werden die Welt nicht umreißen, wer weiß, ob ſie nicht gleich nach der heiligen Oſtermeſſe in die Stampfe wandern und wieder zu Brei werden, von dem ſie genommen ſind, während wir, lieber Herr

Amtsbruder, doch noch einige Jährchen mitzumachen gedenken!“

Jetzt kam eine ganze Schaar von Anthologien und Novellen, schmucker Mädchen, die offenbar sehr heiter waren und in der lustigsten Weise mit einander plauderten. Sie bemerkten sofort das Reclambändchen, das allein auf dem Tische zurückgeblieben war. „Ei Röschen“, rief eine aus dem Schwarme, „Du warteſt wohl darauf, daß dich Jemand entzaubere?“ Und eine andere fügte spöttisch hinzu: „Nein, sie wartet auf ihren Peter Schlemihl, mit dem sie sich gerade unter unserm Fache wochenlang so eifrig unterhalten hat.“

Das Büchlein im zartrothen Kleidchen hätte gar zu gerne etwas recht Schnippisches erwidert, aber die jungen Novellendamen waren bereits verschwunden, da sich auf der anderen Seite des Saales einige Exercierreglements, Schießvorschriften und Felddienstordnungen gezeigt

hatten, die ſich heute in ihren grünen, blauen und braunen Interimsröcken als Offiziere geberdeten und mit näſelndem Tone ihre letzten Manöver-Abenteuer erzählten.

Inzwiſchen hatte eine größere Büchergeſellſchaft das Hochplateau einer Kupferſtichkiſte erſtiegen, von wo man die herrlichſte Ausſicht über das ganze Lokal genoß. Der rothe Bädeker und der braune Gſell-Fels, ſtämmige kleine Herren in bequemer, wenn auch etwas auffälliger Touriſtentracht, hatten die Führung übernommen. Sie unterhielten ſich, während ſich die übrigen am Rande des Kiſtenplateaus lagerten und zwei Kochbücher das ſelbſtbereitete kalte Frühſtück auspackten, über ihre Reiſeerfahrungen in Italien. „Ach Italien!“ ſeufzte ein geographiſches Handbuch, „Italien möchte ich auch einmal ſehen, man hat ſich theoretiſch ſo viel mit dieſem Lande beſchäftigt, man kennt die Einwohnerzahl von

allen Städten, die Namen der Provinzen, Flüſſe und Berge — aber was nützt alles das ohne die eigene Anſchauung! Doch ich fürchte, dieſer Wunſch wird nie in Erfüllung gehen!“ „Das Land wo die Citronen blühn“, meinte der citatenfröhliche Büchmann, „iſt freilich auch eine ſchöne Gegend, und eine Reiſe in dieſes Paradies der Erde iſt des Schweißes der Edlen werth. Aber weshalb ſollten Sie nicht doch noch einmal hinkommen? Alle Wege führen nach Rom, und Gott giebts den Seinen im Schlafe!“ „Glauben Sie nur nicht, daß eine Reiſe nach Italien ſo angenehm ſei“, warf eine ſehr korpulente Kunſtgeſchichte ein, „ich ſelbſt bin bis Sicilien gekommen und habe die übelſten Erfahrungen gemacht.“ „Da werden Sie aber erzählen können“, verſetzte der ſchlagfertige Büchmann, „wenn Jemand eine Reiſe thut —“. „Leider kann ich das eben nicht“, entgegnete die Kunſtgeſchichte, „mein Beſitzer hat mich auf

der Reiſe nicht einmal aus dem Koffer genommen!“

Unterdeß war es auch unter dem Tiſche wieder lebhafter geworden. Drei Bücher, Menantes, die Manier höflich zu reden und zu leben, ein altmodiſcher Edelmann mit Allongeperrücke und wildlederner Weſte, ſodann Knigge's Umgang mit Menſchen, ein Cavalier mit Zopf und Plüſchrock, und endlich Ebhardt's Guter Ton, ein Herr in modernem Frack, ſtritten über Anſtandsregeln, ohne ſich indeß einigen zu können, da Jeder bei ſeiner Anſicht beharrte. Sie überſahen, daß ihre Anſchauungen in drei verſchiedenen Jahrhunderten wurzelten. Der Streit verſtummte übrigens, als ein kleiner ſtarker Herr in rother, goldgeſtickter Gala-Uniform mit ſeidenen Knieſtrümpfen und Galanteriedegen auftrat, der von allen Anweſenden beſonders ehrerbietig begrüßt wurde. Es war der Gothaſche Hofkalender, trotz ſeiner 133 Jahre noch immer eine rüſtige

Erſcheinung. Er war gerade von einem Beſuche bei der Prinzeſſin Lachs-Lachſingen zurückgekehrt, die ihn alljährlich einmal zur Anſicht kommen ließ, um auf ihrer Liſte ſtandesgemäßer Partien die im Laufe des letzten Jahres in den Eheſtand getretenen Prinzen zu ſtreichen und ſich die vorgekommenen Veränderungen in der Genealogie der hochfürſtlichen Häuſer Lachs-Lachſingen, Lachs-Krebſingen und Lachs-Mückenburg zu notiren.

An der Seite des Hofkalenders ſchritt ein ſchmächtiger Leitfaden der Heraldik, der ziemlich protzig auf dem rechten Rockſchoße ein großes Wappen zur Schau trug und dem alten Herrn ſehr laut und mit deutlicher Verſtimmung erzählte, daß der junge Peter Schlemihl, bekanntlich ein Sohn des franzöſiſchen Edelmanns Adalbert von Chamiſſo de Boncourt, einem ſimplen Reclambändchen den Hof mache. „Wenn es wenigſtens eine Anthologie mit Goldſchnitt wäre“,

ſchloß er, „aber ein ganz ſimples broſchirtes Büchlein, das ſich Roſe nennt und von einem bürgerlichen Poeten Namens Schulze abſtammt! Es iſt wirklich zu toll!“

Der Hofkalender nahm mit ſeinem diplomatiſchen Lächeln eine Priſe. „Liebe iſt leider blind, mein Verehrter“, meinte er, „daran läßt ſich nichts ändern. Übrigens kommen ſogar beim höchſten Adel die allerſchlimmſten Mesalliancen vor. Ich könnte Ihnen Beiſpiele zu Hunderten nennen.“

„Nun, gegen ein Reclambändchen läßt ſich doch gar nichts ſagen“, miſchte ſich plötzlich der Sächſiſche Volkskalender in die Unterhaltung. „Die Reclambändchen, lieber College, ſind Sie eine ganz achtenswerthe Familie, aus der ſogar Mitglieder der höchſten Ariſtokratie hervorgegangen ſind. Soll ich Sie an den Vicomte von Létorières erinnern? An den Prinzen von Homburg, an den Prinzen Roſa-Stramin?

An die Herzöge von Kurland und Gothland?“ Der Hofkalender wandte ſich lächelnd ab und gab ſich Mühe ſeinen Ärger darüber zu verbeißen, daß ein gewöhnlicher Volkskalender ihn College genannt hatte. Nun ſuchte ſich der geſchwätzige Volkskalender neue Opfer, redete über das muthmaßliche Wetter im Januar, bekräftigte ſeine Behauptungen durch allerlei Bauernregeln, kramte ſeine geringen aſtronomiſchen Kenntniſſe aus, zählte die Viehmärkte im ganzen Königreich auf und verſuchte ſchließlich — freilich mit wenig Glück — einige uralte Anekdoten an den Mann zu bringen.

Unterdeſſen hatten ſich aus den entlegeneren Theilen des Antiquariats Folianten und Quartanten eingefunden, die in ihrem ganzen Weſen eine vornehme Zurückhaltung zur Schau trugen. „Merkwürdig, daß heutzutage lauter armſelige Oktav- und Duodezbüchlein das große Wort führen!“ bemerkte ein holländiſcher Carteſius

von 1685. „Und dabei läuft das junge Volk in den allerleichteſten Kleidern umher", fügte die Nürnberger Chronik von 1702 hinzu, „es iſt ein wahrer Skandal! Die meiſten tragen einfache Papierumſchläge, im beſten Falle dünne Leinengewänder. Gottlob, daß man zu meiner Zeit noch auf Sitte hielt und uns in ſolides Leder kleidete. Ich würde mich doch zu Tode geſchämt haben, wenn man mich broſchirt auf die Frankfurter Meſſe geſchickt hätte! Aber die Kleiderordnung, die der hohe Magiſtrat Anno 1650 aufgeſtellt hat, ſcheint ganz in Vergeſſenheit gerathen zu ſein." „Sie haben nur zu Recht, Frau Baſe", pflichtete ihr ein in Pergament gebundener Goltzius bei, „die heutigen Sitten gefallen auch mir nicht, wenigſtens haben wir älteren Gelehrten uns nur in Eſelshaut oder Schweinsleder wohl gefühlt."

In dieſem Augenblick erkletterte ein bunt gekleidetes Buch die kleine Trittleiter. Es war

Wallner's gewandter Gelegenheitsredner, der alljährlich die offizielle Sitzung eröffnete. Die Gesellschaft lagerte sich auf dem Fußboden, wobei die Herren in aufopfernder Weise einzelne Seiten aus ihrem Innern rissen und als Teppiche für das zarte Geschlecht auf dem Boden ausbreiteten. Nur einige ältere Folianten hielten sich in größerer Entfernung, lehnten mit den Rücken an den Wänden umher und tauschten mit leiser Stimme einander ihre Bemerkungen aus. Der Festredner räusperte sich, klopfte mit der Hand auf die oberste Leiterstufe, die ihm als Pult dienen mußte, und begann: „Hochansehnliche Festversammlung, hoch zu verehrende Damen und Herren! Mir ist die Ehre zu Theil geworden, Sie auch bei unserer diesjährigen Versammlung zu begrüßen und Ihnen im Namen des Comités für Ihr überaus zahlreiches Erscheinen zu danken. Mit besonderem Vergnügen bemerke ich einen Herrn

in unſerer Mitte, der die weite und beſchwerliche Reiſe von Teheran nach Leipzig nicht geſcheut hat, um als Delegirter der orientaliſchen Berufsgenoſſen an unſerer Verſammlung Theil zu nehmen.“

Der Teheraner commentirte Ibn Jemin, der mit ſeinem reichvergoldeten Maroquinkaftan bereits das allgemeine Aufſehen erregt hatte, erhob ſich und machte eine ſehr förmliche Verbeugung.

„Und nun geſtatten Sie mir“, fuhr der Redner fort, „Sie mit der heutigen Tagesordnung bekannt zu machen. Sie alle wiſſen zur Genüge, wie wenig Anſehen wir Bücher heutzutage bei den Menſchen genießen. Laſſen Sie uns daher darüber berathen, welche Mittel und Wege anzuwenden ſind, um das Anſehen unſeres Standes zu heben und ein lebhafteres Intereſſe für die Literatur zu erwecken. Ehe wir aber mit unſeren Berathungen beginnen,

bitte ich Sie, einen Präſidenten zu ernennen und ſchlage vor, den Älteſten in unſerem Kreiſe mit dieſem Amte zu betrauen.“

In der Verſammlung entſtand eine Bewegung; die Folianten, die bis jetzt ziemlich verſtimmt im Hintergrunde umhergeſtanden hatten, nickten einander zu, rühmten das Taktgefühl des jungen Mannes und ſuchten ſich langſam durch die dichtgeſchaarte Geſellſchaft bis zur Rednertribüne hindurchzuarbeiten.

„Mein Gott, da wird man wohl ſein Alter angeben müſſen“, meinte ein Handbuch der Äſthetik, das ſich trotz ſeiner vorgerückten Jahre am liebſten im Kreiſe der jungen Novellendamen bewegte, „das iſt doch eine recht indiscrete Forderung. Nein, dazu werde ich mich nie entſchließen — lieber verzichte ich auf mein Stimmrecht!“ Die Beſorgniß der guten Äſthetik war ganz unbegründet, denn der Redner richtete ſoeben mit erhobener Stimme die Frage

an die Verſammlung, ob Herrſchaften aus dem 15. Jahrhundert, ſogenannte Inkunabeln, zugegen wären. Alles blieb ſtill. Hie und da vernahm man ein leiſes Gemurmel. „Alſo nicht“ — ſagte der Redner. „Doch, der Boccaccio von 1475!“ rief in dieſem Augenblick der erſte Band von Ebert's Bücherlexikon, der die älteſten Leute, ſoweit ihre Namen mit A und B anfingen, alle perſönlich kannte.

„Um Gotteswillen — Boccaccio!“ warf das Landesgeſangbuch für Lippe-Detmold ein, „den können wir doch unmöglich zum Präſidenten wählen, einen Herrn von ſo laxer Moral!“

„Nun — jung geweſen iſt ſchließlich Jeder einmal —“ entgegnete Sauer's Converſationsgrammatik, „und man darf nicht vergeſſen, wie viel ihm die italieniſche Sprache verdankt.“

Der Candidat, der ſich kaum von der Stelle zu bewegen vermochte, wurde vom Zweibrücker Petron und dem Podagrammiſtiſchen Troſtbüch-

lein langſam herbeigeführt. Er ſah allerdings im höchſten Grade verlebt und abgenutzt aus; auch ſeine Pergamentkleidung war offenbar lange nicht gereinigt worden, ſo daß der Eindruck, den der alte Herr auf die Verſammlung machte, durchaus nicht der günſtigſte war.

Er ſchien ſchwerhörig zu ſein, da er auf die an ihn geſtellten Fragen keine Antwort gab und, während man auf ihn einredete, mit blödem Lächeln die Umſtehenden muſterte. Endlich, nachdem man ihm in einer langen Rede auseinandergeſetzt hatte, um was es ſich handele, ſchüttelte er den Kopf und ſagte ruhig: „Non capisco niente, parlo solamente italiano!“ Es ſtellte ſich heraus, daß er ſein ganzes Leben in der Bibliothek eines venezianiſchen Nonnenkloſters zugebracht und daher keine Gelegenheit gehabt hatte, eine andere Sprache zu erlernen.

Natürlich konnte der alte Herr, der kein Deutſch verſtand, für das ihm zugedachte Amt nicht in Betracht kommen, ſeine beiden Begleiter führten ihn langſam wieder fort, während die ganze Geſellſchaft in langanhaltende Heiterkeit ausbrach. Der Alte ſchien ſich ſelbſt beluſtigt zu fühlen, er hielt an und warf mit der Rechten, die er aus dem Arme des Petron losgemacht hatte, den kichernden Novellendamen Kußhände zu.

Als die Ruhe wieder hergeſtellt war, fragte der Redner, ob Herrſchaften aus dem 16. Jahrhundert zugegen ſeien. Jetzt meldeten ſich zwei Bücher, der Vollkommene Kräuterarzt von 1540 und Porta's berühmte Magia naturalis von 1597. Gegen die Candidatur des erſteren proteſtirten mit ſeltener Einmüthigkeit ſämmtliche neuere mediciniſchen Lehrbücher. Nicht beſſer erging es dem guten Porta, den die Aufklärungsſchriften des vorigen Jahrhunderts in der

heftigſten Weiſe angriffen. Die Einwände, die man erhob, waren leider gerechtfertigt, und ſo mußte auch diesmal wieder von der Ernennung abgeſehen werden. Da erinnerte ſich ein Leitfaden der Mnemotechnik, in einem dunklen Fache des letzten Regals eine Streitſchrift aus der Reformationszeit bemerkt zu haben. Bei der heutigen Verſammlung war ſie, wie man bald feſtſtellte, nicht zugegen, man mußte ſich daher bequemen, einen Boten abzuſenden, der das ehrwürdige Buch zur Betheiligung an den Berathungen einladen ſollte. Der Bote kehrte nach einiger Zeit zurück und berichtete, daß er die Schrift zwar gefunden habe, daß es ihm aber trotz ſeiner eindringlichen Vorſtellungen nicht gelungen ſei, dieſelbe zum Mitgehen zu bewegen, da ſie aus lauter Furcht vor dem Scheiterhaufen der Inquiſition es vorgezogen habe, ſich zwiſchen Regal und Wand zu verkriechen.

Unter dieſen Umſtänden wäre jeder weitere Schritt vergeblich geweſen. Man ſtand davon ab, die ängſtliche Streitſchrift noch weiter zu nöthigen und ſtimmte mit Freuden dem Feſtredner zu, der mit Rückſicht auf die beſchränkte Zeit die Präſidentenwahl zu beſchleunigen bat und als geeigneten Candidaten den Don Quixote von 1605 vorſchlug. „Don Quixote“ erklärte er, „hat die Welt geſehen und die Menſchen ohne Frage gründlich kennen gelernt, er iſt ja nächſt der Bibel das verbreitetſte Buch der Erde. Da die Bibel nun auf alle weltlichen Ehrenämter verzichtet, ſo kann er mit dem meiſten Recht Anſpruch auf das von uns zu vergebende Amt erheben.“ Unter allgemeinem Jubel wurde der alte Spanier herbeigeholt. Es war ein ſtattlicher Herr in mittlerem Quartformat, nicht ſo beleibt, um in ſeinen ritterlichen Übungen behindert zu werden, und doch anſehnlich genug, um eine gute Figur zu

machen. Sein Leibrock, der durch zwei blanke Meſſingſpangen auf der Bruſt geſchloſſen wurde, war aus dem Leder eines Manchaner Hammels verfertigt und mit ſchönen Preſſungen verziert. Der lange Degen und der aufwärts gedrehte Schnurrbart verliehen dem Hidalgo etwas ungemein Kriegeriſches, während der Ausdruck des verwitterten gelblichen Antlitzes im Grunde genommen gutmüthig war und Jedem auf den erſten Blick Vertrauen einflößte.

Der Hidalgo ſtieg gravitätiſch die Trittleiter empor, dankte für die ihm erwieſene Ehre und verſprach ſeine Pflicht als Präſident einer ſo erlauchten Verſammlung nach beſten Kräften und in durchaus unparteiiſcher Weiſe zu erfüllen. „Ich weiß die Bedeutung dieſer Stunde voll zu würdigen“, ſagte er, „dieſer Stunde, die ich als die ſchönſte meines langen ereigniß-reichen Lebens betrachten darf. Denn ich geſtehe es, ich bin von jeher ehrgeizig geweſen,

aber die Ehre, die mir heute durch Ihre Gunſt zu Theil geworden, überſteigt meine kühnſten Träume! Ich ſehe mich an der Spitze der Nation, die auf der Welt allein von Dauer iſt, die ſogar die alles verheerende Zeit beſiegt hat, der Nation, die allein auf den Namen einer Großmacht Anſpruch erheben kann — an der Spitze der erhabenen Republik der Bücher! Ja meine hochedelgeborenen Herrſchaften, Granden, Hidalgos, Sennoritas und Sennores, wir ſind nur von zartem Papier, dem ſchwächſten Stoff der Welt — aber dennoch überleben wir die ſtolzeſten Werke aus Stein und Metall! Alles iſt auf dieſer Welt vergänglich, die gewaltigſten Bauwerke werden zu Schutt und Staub, das Schwert des großen Feldherrn zernagt der Roſt und ſeinen Namen die Gleichgültigkeit der Nachwelt, der Ruhm des einen kühnen Erfinders verbleicht im helleren Glanze des nächſten — nur das, was wir Bücher in

unſerem Innern hegen, trotzt den Stürmen der Jahrhunderte.

Ihnen allen iſt unſere heutige Tagesordnung bekannt, es ſoll darüber berathen werden, mit welchen Mitteln wir der wachſenden Intereſſenloſigkeit der Menſchen begegnen können. Wenn einer von Ihnen alſo einen Vorſchlag machen kann —

Der Veſalius von 1640 meldete ſich zum Wort. „Wir Ärzte“, begann der berühmte Anatom, „pflegen über Heilmittel erſt dann nachzuſinnen, wenn wir die Urſache der Krankheit klar erkannt haben. Ich dächte daher, es ſei zweckmäßig, erſt einmal feſtzuſtellen, woran die Theilnahmloſigkeit des Publikums liegt.“

„Sehr richtig!“ riefen zahlreiche populärmediciniſche Bücher, die auch eine dunkle Ahnung von der Diagnoſe haben mochten.

„Das heutige Kneipenleben iſt an dem ganzen Elend ſchuld“, meinte der Katechismus für Temperenzler, „vor allem der übermäßige Bier-

genuß, der die Menſchen dumm und geiſtig träge macht, und jede edlere Regung im Keime erſtickt.“

„Das kann man doch nicht behaupten“, verſetzte ein Lehrbuch der Brauerei, „im Gegentheil, denken Sie doch nur an den Fürſten Bismarck, der bekanntlich zeitlebens ein ſtarker Biertrinker war und den Sie doch kaum geiſtig träge nennen können.“

„Nein, am Biere liegt die Schuld nicht“, ſtimmte dem Vorredner ein Handbuch der chemiſchen Technologie bei, das aus Bayern gebürtig war und ſich theoretiſch mit der Bierbereitung beſchäftigte, „viel lieber möchte ich die Karten als die Wurzel des Übels bezeichnen.“

„Die Karten?“ riefen ſämmtliche Anleitungen zum Skat-, Whiſt- und L'hombre-Spiel im höchſten Grade entrüſtet, „nein, das iſt elende Verleumdung, wer das behauptet, iſt ein Lügner!“

„Aber meine Herrſchaften“, beſchwichtigte der Präſident die erhitzten Gemüther, „laſſen Sie ſich nicht zu Beleidigungen hinreißen, bedenken Sie, daß wir hier weder im Berliner noch im Wiener Stadtrath ſind —“

„Nicht nur die Karten, ſondern auch der Knobelbecher!“ rief der Simpliciſſimus von 1659, der mit ſeinen ganzen Anſchauungen im Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges ſteckte, „das ewige Würfeln auf der Trommel — das iſt das Schlimmſte!“

„Nein, die Hauptſchuld tragen die Zeitungen,“ behauptete ein neuerer Roman, der ſeine Vergangenheit als Feuilleton eines großen Tageblattes zu verheimlichen ſuchte und ſich den Anſchein gab, als ſei er in Buchform auf die Welt gekommen, „die leidigen politiſchen Artikel und die Lokalnachrichten rauben dem Publikum Zeit und Neigung zu höheren geiſtigen Genüſſen.“

„Das verſtehe ich nicht“, wandte der Simpli-

ciſſimus dagegen ein, „Zeitungen werden doch nur alle paar Wochen einmal gedruckt, wenn wichtige Nachrichten angelangt ſind, z. B. wenn der Großtürke den Perſern den Krieg erklärt hat, oder wenn die kaiſerlichen Völker eine Stadt in Flandern genommen haben.“ „Da kennt Ihr das moderne Journalweſen ſchlecht, guter Freund“, belehrte ihn Moſſe's Zeitungskalender, „heutzutage hat der kleinſte Ort mindeſtens fünf Zeitungen, die wöchentlich dreizehnmal erſcheinen. Jeder ordentliche Menſch, der einigermaßen über politiſche, diplomatiſche, nationalökonomiſche, ſtatiſtiſche, commercielle, coloniale und noch tauſend andere Dinge auf dem Laufenden bleiben will, hat ſeine ſechs bis acht Blätter mit ſämmtlichen Beilagen zu leſen.“

„Ja“, fragte Simpliciſſimus erſtaunt, „iſt es denn möglich, daß Jemand, der alle dieſe Nachrichten lieſt, auch nur einen kleinen Theil von dem, was er täglich bewältigen muß, ſei-

nem Gedächtniſſe einprägt? Iſt die gewaltige, mehrſtündige Arbeit, die er auf dieſe Lektüre verwendet, nicht vollkommen nutzlos?“

„Närriſche Frage!“ verſetzte der Zeitungskalender lachend, „nutzlos iſt ſie natürlich. Aber was thut das? Die Menſchen ſchlagen die Zeit damit todt, ohne ſich körperlich oder geiſtig anzuſtrengen und das iſt für ſie ſchon ein Vortheil. Ob ſie ſonſt Nutzen davon haben, das iſt ihnen ebenſo gleichgültig wie den Zeitungen ſelber, die hauptſächlich darauf Werth legen, recht viele Annoncen und Inſerate zu bekommen.“

„Nein“, ſagte der Simpliciſſimus kopfſchüttelnd, „da waren in meiner Jugend die Zuſtände doch noch erfreulicher. Die Menſchen waren zwar ein wenig roh, plünderten, raubten, ſengten und ſchlugen ſich unter einander todt, aber dem lieben Gott die Zeit auf ſo thörichte Weiſe todtſchlagen — das thaten ſie doch nicht!“

Von anderer Seite wurde nun vorgebracht, daß hauptſächlich das geſellſchaftliche Leben der Menſchen in neuerer Zeit den Büchern ſo ſchädlich ſei, da der Familienverkehr, wie er namentlich in den größeren Handelsſtädten gepflegt würde, die zahlreichen Schmauſereien, Beſuche und Bälle, Zeit und Geld allzuſehr in Anſpruch nähmen und die ſtille Freude an literariſchen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen nicht aufkommen ließen. „Und dann der Kleiderluxus!“ fügte ein älterer Herr hinzu, der lange Briefſteller bei einer reichen Dame geweſen war und deren ganze Bibliothek gebildet hatte, „man glaubt nicht, wie lange manche Leute, die jedes Jahr acht neue Hüte kaufen, zögern, ehe ſie einmal eine Mark für ein Buch ausgeben. Für Schmuck, Spitzen, Kleider, Bänder, Federn und Blumen haben die Leute immer Geld übrig, aber ein paar Groſchen für Bücher werden noch immer als unnütze Ausgabe betrachtet.“

„Vorab fehlt uns die Protektion hochgeſtellter Perſönlichkeiten“, meinte Wieland's Oberon, „in meiner Jugend war das anders. Die vielverſpotteten kleinen Höfe machten es ſich zur Aufgabe, das Gute und Schöne zu pflegen und zu verbreiten, der Antheil, den ein gebildeter Fürſt an uns nahm, bahnte uns den Weg in's Publikum. Wo iſt heute ein gekröntes Haupt, das uns beſchützt, das ſeinen Ruhm darin ſuchte, die Literatur zu fördern? Man findet mehr Geſchmack am Soldatenſpiel und glänzenden Feſtlichkeiten, die doch noch keinem Regenten zur Unſterblichkeit verholfen haben. Und wenn die Herrſcher uns gleichgültig gegenüberſtehen, dann braucht man ſich nicht zu wundern, wenn ihre Höflinge und Miniſter — Namen will ich gar nicht nennen — uns ſogar feindlich geſinnt ſind. Aber wie iſt alledem abzuhelfen?“ ſchloß er.

„Wir müſſen intereſſanter werden!“ bemerkte ziemlich ſchüchtern ein Handbuch der

Logik, das in dieſer Beziehung vielleicht nicht viel Selbſtvertrauen beſaß. „Die Poſſibilität dieſer Thatſache wird durch direkte Schluß=folgerung ohne Difficultät nur dann zu ermit=teln ſein, wenn die Attractibilität der von uns zu behandelnden Materie auf den durch die Func=tionen des Cerebralſyſtem bedingten Intellekt des Publikums a priori erwieſen iſt“, entgeg=nete die Kritik der reinen Vernunft.

„Sind wir denn auf die Menſchen angewie=ſen?“ warf jetzt ein miſanthropiſch angehauchtes lateiniſches Wörterbuch ein. „Ich habe bei einem Candidaten der Jurisprudenz im Dienſt geſtanden, der mich monatelang bei Abfaſſung ſeiner Doktordiſſertation gebrauchte. Mir wird heute noch ſchlimm, wenn ich an die Zeit zurück denke. Von Morgens früh bis Abends ſpät wurde ich umhergewälzt, bei jedem Worte mußte ich ihm zu Hülfe kommen, und Dinge verlangte er von mir zu erfahren, von deren Exiſtenz ich

nicht einmal eine Ahnung hatte! Nein, meine Herrſchaften, was zuviel iſt, iſt zuviel. Ich habe Monate gebraucht, um mich von dieſer Anſtrengung zu erholen. Und dabei behandelte mich der undankbare Menſch in einer Weiſe, daß ich es gar nicht ſagen kann. Abends ſpät, wenn ich mich auf die wohlverdiente Ruhe freute, benutzte er mich als Mauſefalle, legte mich auf den Fußboden und ſtützte mich auf einen Holzſpan, an den er ein Stückchen Wurſt befeſtigt hatte. In dieſer Lage mußte ich die ganze Nacht zubringen, ſtundenlang konnte ich kein Auge zuthun, und wenn ich endlich eingeſchlafen war, nagte eine Maus an dem ſtützenden Hölzchen, ſo daß ich das Gleichgewicht verlor und der Länge lang hinſtürzte. Nein — die Menſchen behandeln uns niederträchtig. Ich habe nur die eine Hoffnung: einmal in eine öffentliche Bibliothek zu kommen. Da hat man Ruhe. Wer dort einmal ein Plätzchen gefunden hat,

wird in ſeinem ganzen Leben nicht wieder ge=ſtört. Denn öffentliche Bibliotheken werden von allen Menſchen ängſtlich gemieden.“

Das redſelige Buch hätte gerne noch weiter geſprochen, aber da man hie und da die Rufe: „Zur Tagesordnung!“ und „Bei der Sache bleiben!“ vernahm, ſo entſchloß es ſich zu ſchweigen.

Nun ergriff Don Quixote das Wort und äußerte ſich folgendermaßen:

„Hochanſehnliche Verſammlung! Wir haben nun von verſchiedenen Seiten über die Men=ſchen Klagen vernommen, die ſicherlich alle nur zu berechtigt ſind. Geſtatten Sie mir aber auch meine perſönliche Meinung zu äußern. Einige unter Ihnen waren bereits ſo gütig her=vorzuheben, daß ich in meinem langen Leben und bei meinen mannigfachen Schickſalen wohl Gelegenheit gehabt hätte, die Menſchen kennen zu lernen. Das iſt, wie ich ohne Selbſtüber=

hebung behaupten darf, in der That der Fall. Aber glauben Sie mir, seit ich die Menschen kenne — und ich kenne sie nun fast 300 Jahre — hat sich dieses Volk nicht im Geringsten verändert, weder gebessert noch verschlechtert. Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu langweilen, so würde ich Ihnen eine Beschreibung meines Lebens und meiner Schicksale geben, die namentlich für die Jüngeren unter Ihnen" — bei diesen Worten errötheten das Handbuch der Ästhetik, das vorher so energisch gegen die Angabe des Alters protestirt hatte — „äußerst lehrreich sein würde."

„Ja, ja, erzählen!" rief man von verschiedenen Seiten. „Don Quixote soll seine Schicksale erzählen!"

Der Präsident verneigte sich zum Danke für das ihm entgegengebrachte Interesse und begann, nachdem die ganze Versammlung ihren Wunsch, seine Geschichte zu vernehmen, durch

anhaltenden Beifall kundgegeben hatte, mit folgenden Worten:

„Als geiſtiger Sohn des großen Cervantes, der mich im Kerker zu Argamaſilla, einem kleinen Dorfe in der ſtaubigen Ebene la Mancha ſchrieb, erblickte ich im Jahre 1605 in Don Juan de la Cueſta's Buchdruckerei zu Madrid das Licht der Welt. Don Juan de la Cueſta hatte ſich, wie ich ſpäter erfuhr, erſt nach langem Widerſtreben entſchloſſen, mich zu drucken und zu verlegen, da er nicht mit Unrecht fürchtete, ſich durch meine Veröffentlichung die Autoren der zahlreichen, zu jener Zeit ſehr beliebten Ritterromane, gegen die ich ſchon damals eine unverkennbare Abneigung an den Tag legte, zu Feinden zu machen. Dennoch ließ er mich unter ſeinem Namen und mit ſeinem Druckerzeichen geſchmückt in die Welt ziehen und ich darf wohl behaupten, daß ich ihm niemals Schande gemacht habe. Den Wahlſpruch ſeines Hauſes:

„Post tenebram spero lucem“ führe ich noch heute. Mein Taufpathe, dem mein Verfaſſer mich gewidmet hatte, war der Herzog von Bajar, Marquis von Gibraleon, Graf von Benalcazar, Benares und Alcocer, ein Mann, der ſich meiner ſein Leben lang mit dem wärmſten Antheil annahm.

Meiner erſten Jugend, die ich in einzelnen Bogen zubrachte, vermag ich mich leider nicht mehr zu erinnern, ich entſinne mich mit Beſtimmtheit erſt des Tages, wo dieſe einzelnen Bogen gefalzt, aufeinandergelegt, in eine Preſſe geſpannt und mit Nadel und Bindfaden verbunden wurden. Ich verſpürte im Rücken ſtechende Schmerzen, die indeß nachließen, als man mir die bewußte Körperſtelle mit einer Art Balſam, den man in Don Juan's Werkſtatt ſcherzhafterweiſe Kleiſter nannte, einpinſelte. Am nächſten Tage wurde ich mit einem ſcharfen, ſonderbar geformten Meſſer beſchnitten, was

mich um ſo mehr wunderte, als die Leute, die ſich mit mir beſchäftigten, weder Mauren noch Juden, ſondern gute katholiſche Chriſten waren. Nachdem auch dieſe Ceremonie beendet war, zog man mir den Rock an, den ich noch heute trage. Nun mußte ich die Stätte meiner Kindheit verlaſſen und kam mit fünf von Meinesgleichen in den Laden des Don Francisco de Robles, Hofbuchhändlers Seiner Majeſtät Don Philipp's des Dritten. Hier in dem hellen freundlichen Laden, den die Damen und Cavaliere des Hofes ebenſo häufig beſuchten wie die Mitglieder der gelehrten Akademien und die wohlhabenden Kaufleute der Montera-Straße, verlebte ich angenehme Tage und lernte viele Menſchen kennen.

Eines Morgens betraten drei Herren den Laden, von denen der jüngſte ſeinen Hut auf dem Kopfe behielt, während die beiden anderen mit entblößten Häuptern hinter ihm herſchritten.

Don Francisco und ſeine Gehülfen verneigten ſich bis zur Erde, holten aus einem Nebengemache einen Seſſel herbei, den der junge Mann mit dem Hute indeß unbeachtet ließ, und erwarteten in demüthiger Haltung die Befehle des vornehmen Kunden. Dieſer trat an die lange Ladentafel, auf der die neueſten Erſcheinungen der Literatur lagen, ſchlug hie und da ein Buch auf, überflog den Titel und klappte es wieder zu. Nachdem er auch mich eines ſehr oberflächlichen Blickes gewürdigt, verlangte er ein Gebetbuch. Man legte ihm einige vor, unter denen er dasjenige wählte, das ſich ſeiner Kleinheit wegen am bequemſten in die Seitentaſche ſeines Jagdwamſes ſtecken ließ. Einer der Begleiter fragte nach dem Preiſe und bezahlte. Dann verließen alle drei den Laden und zwar ohne zu grüßen, während Don Francisco und ſeine Gehülfen ſich wieder bis zum Boden verneigten. Später erfuhr ich, daß

der junge Mann der König in eigener Perſon geweſen war.

Je länger ich mich im Laden Don Francisco's aufhielt, deſto unfreundlicher wurde ich von ihm behandelt, eine Thatſache, die ich mir während der drei erſten Jahre gar nicht zu erklären vermochte. Schließlich wurde mir deutlich, daß der Undankbare, deſſen Laden ich doch wahrhaftig keine Unehre bereitete, mich los ſein wollte. Jedem ſeiner Kunden zeigte er mich, rühmte meinen Geiſt und Humor und nannte mich die Blüthe ſpaniſcher Phantaſie; ſobald die Leute aber wieder draußen waren und er ſich mit ſeinen Gehülfen unterhielt, bezeichnete er mich als das erbärmlichſte Buch, das Juan de la Cueſta in ſeinem ganzen Leben gedruckt habe, und ſprach die Befürchtung aus, daß ich niemals einen Käufer finden werde.

Ich begann ſchon an meinem eigenen Werthe zu zweifeln, als Fernando de Rojas' Celeſtina,

das beſte Buch ſeiner Zeit, mich tröſtete und mir ſagte, die Unverkäuflichkeit eines literariſchen Werkes ſei immer ein gutes Zeichen für deſſen Werth, da das Publikum nur an ſeichten und abgeſchmackten Produkten Gefallen finde. Das war ein Kleiſtertropfen auf mein krankes Herz! Von nun an freute ich mich jedesmal, wenn mein Beſitzer mich einem Kunden vergeblich anbot.

Eines Abends — es war im Herbſte des Jahres 1610 — erſchien in Don Francisco's Laden ein alter Offizier, der den Arm in der Binde trug und ſich auf einen Rohrſtock ſtützte. „Habt Ihr die Geſchichte des ingeniöſen Hidalgo Don Quixote von der Mancha?“ fragte er einen der Gehülfen. „Gewiß Sennor“, erwiderte dieſer, holte mich aus meinem Winkel hervor, klopfte mit ſeinem Schnupftuch den Staub von meinem Lederrock und reichte mich dem alten Haudegen hin. Dieſer beſah mich

von allen Seiten, ſchlug mich auf und betrachtete lange mein Titelblatt, wobei er aber den Fehler beging, mich auf den Kopf zu ſtellen. „Guter Freund“, wandte er ſich an den Ladendiener, „könnt Ihr mir ſagen, ob dieſes Buch thatſächlich von Don Miguel de Cervantes Saavedra geſchrieben worden iſt, der im Regimente des Marquis von Santa-Cruz und unter dem Oberbefehle des Admirals Colonna Kriegsdienſte gethan hat?“ Der Gehülfe verſicherte, daß es ſich ſo verhielte, und daß Se. Excellenz dieſen Namen auf meinem Titelblatte leſen könnte.

„Das kann ich eben nicht, guter Freund“, gab der Offizier zurück, „aber wenn Ihr es ſagt, ſo wird es ſchon ſeine Richtigkeit haben. Was muß ich Euch denn für dieſes Buch zahlen?“

„3 Piaſter und 7 Realen“, ſagte der Buchhändler.

„Bei San Jago! Das iſt viel Geld“, erwiderte der alte Soldat, „dafür kann ich ſchon

einen guten Hühnerhund oder ſechs Seelenmeſſen in der Kapelle des heiligen Ildefonſo bekommen.“

„Eure Excellenz werden aber an einem Hühnerhund oder ſechs Seelenmeſſen kaum ſo viele Freude haben, als am Inhalte dieſes unübertrefflichen Buches!“ wagte der Gehülfe zu entgegnen.

„Der Inhalt iſt mir vollkommen gleichgültig, guter Freund!“ gab der Offizier zurück. „Mir liegt nur daran, daß dieſes Buch gewiß und wahrhaftig von Don Miguel de Cervantes Saavedra geſchrieben iſt, der im Regimente Santa-Cruz diente. Wir lagen nämlich vor vierunddreißig Jahren zuſammen im Hoſpital zu Meſſina. Er ſtreckte mir damals zwei Piaſter und vier Silberrealen vor, die ich ihm bis heute ſchuldig geblieben bin. Ich wollte ſie ihm ſchon lange zurückgeben, da ich aber nicht wußte, wo er jetzt lebt, ſo iſt es wohl am einfachſten, ich

bezahle ihn dadurch, daß ich ihm das Buch abkaufe, das er, wie ich hörte, vor einiger Zeit geſchrieben hat.“

Der Alte ließ mich einpacken, nahm mich unter den verbundenen Arm, bezahlte und trug mich nach Hauſe, wo er mich, ohne ſich weiter um mein Schickſal zu kümmern, in einen finſtern Schrank ſperrte.

Sieben oder acht Jahre mochte ich dort zugebracht haben, als der Sohn meines Beſitzers, ein Lieutenant im Regiment Herzog von Parma, der gerade im Begriff ſtand nach den Niederlanden zu reiſen, den Schrank öffnete, um ſeinem Koffer eine Flaſche Pomeranzenliqueur einzuverleiben, die mir mehrere Monate in meiner Einſamkeit Geſellſchaft geleiſtet hatte. Bei dieſer Gelegenheit fand er mich. Sei es nun, daß der junge Mann bereits Rühmliches über mich vernommen hatte, ſei es, daß ich durch meine äußere Erſcheinung Eindruck auf ihn machte,

kurz, er erklärte mich für gute Priſe und nahm mich mit nach Antwerpen. Nun hoffte ich von Tag zu Tag geleſen zu werden. Allein der Lieutenant war wenig zu Hauſe. Meiſt hatte er dienſtlich auf der Citadelle oder der Baſtion Alba zu thun, oft hielt er ſich auf dem Lande auf, um die Fourage-Wagen in die Stadt zu begleiten, und wenn er wirklich einmal einen freien Tag hatte, ſo beſuchte er die Tabagien und die Weinſchenke, die unſer Landsmann Pedro Bargaſſa am Hafen aufgethan hatte. Von dort brachte er einmal einen ſeiner Kameraden mit. Als dieſer mich in des Lieutenants Stube auf dem Kleiderſpinde liegen ſah, langte er mich herab und fragte ſeinen Freund lachend, ob er etwa ein heimlicher Gelehrter oder Poet ſei, weil er in ſeiner Stube Bücher beherberge.

„Nein, alles andere!“ gab der Gefragte zurück. „Ich dächte, man ſähe mir doch an, daß ich ein braver Soldat und kein Bücherwurm

oder Federfuchſer bin. Den Don Quixote“, entſchuldigte er ſich, „habe ich nur mitgebracht, um ihn im Nothfalle einmal zu verſetzen. Aber ich befürchte, kein Teufel zahlt mir einen Real dafür.“

„Wer ſollte auch ſo thöricht ſein und für ein Buch, das man weder eſſen noch trinken kann, Geld ausgeben?“ meinte der Andere. „Nicht einmal heizen kann man damit, was in dieſem verdammten Nebellande gar nicht ſo übel wäre. Aber ſo ein Buch glimmt bloß und brennt nicht mit heller Flamme!“

Die beiden berathſchlagten nun, was ſie mit mir beginnen ſollten. „Ich hab's, Diego!“ rief der fremde Lieutenant endlich, „wir nageln eine Papierſcheibe darauf und probieren einmal Deine neuen Piſtolen!“

Dieſer Vorſchlag fand Zuſtimmung und die Barbaren befeſtigten auf meine linke Seite ein Blatt Papier, auf das ſie mit Tinte einige Kreiſe

gemalt hatten. Dann rief man die Wirthin, die Wittwe eines wallonischen Spitzenklöpplers, und eröffnete ihr, daß sie sich nicht zu entsetzen brauche, wenn in der Stube des Lieutenants Schüsse fallen würden; man wolle nur ein wenig die neuen Pistolen einschießen. Der kalte Schweiß stand mir auf der Stirn, als die beiden Offiziere den Pistolenkasten holten und die Waffen zu laden begannen. Sie hatten mich mit dem Gesicht gegen die Lehne eines Stuhles gestellt, so daß mir wenigstens der schreckliche Anblick der auf mich gerichteten Feuerrohre erspart blieb. Die erste Kugel streifte mich leicht und schlug in die Stubenthüre. Der Knall war so laut gewesen, daß die Schützen schleunigst die Fenster schlossen, um einen Auflauf des Volkes auf der Straße zu verhindern. Der zweite Schuß — wer von beiden ihn abgab, weiß ich nicht — drang mir tief in den Rücken, so daß mir sofort die Sinne schwanden. Als ich aus meiner Be-

täubung erwachte, hatten die Offiziere ihr gefährliches Spiel bereits aufgegeben und die Piſtolen wieder in den Kaſten gelegt. Sie hatten das Unglück gehabt, beide Fenſter zu zertrümmern, deren bleigefaßte Scheiben durch die ſtarke Lufterſchütterung auf die Straße geſchleudert worden waren.

Die Wirthin erſchien, ſchalt und forderte ſofortige Bezahlung des angerichteten Schadens, widrigenfalls ſie augenblicklich beim Commandanten Klage einreichen werde. So mußten ſich die Übelthäter zur Zahlung bequemen, was mich ſehr erfreute, da ich in dieſer Thatſache eine Sühne für die mir zugefügte Mißhandlung ſah.

Um durch meinen Anblick nicht mehr an dieſes für ihn höchſt ärgerliche Ereigniß erinnert zu werden, bat Don Diego die Tochter der Wirthin, ein ſchmuckes blondes Mädchen, mich auf den Boden des Hauſes zu tragen,

was ſie auch that. Dort lag ich nun, ohne daß Jemand die plattgeſchoſſene Kugel, die bis zur Seite 180 gedrungen und dort ſtecken geblieben war, aus meinem Körper entfernt hätte. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, einige Jahre auf dem dunkeln Boden verbringen zu müſſen und war daher nicht wenig erſtaunt, als das blonde ſtille Mädchen mich nach wenigen Wochen wieder herunterholte und mir ein Verſteck in ſeiner Kammer anwies. Ich vernahm, der Offizier ſei plötzlich nach Madrid zurückberufen worden und habe Antwerpen bereits verlaſſen.

Das Mädchen, das den Spanier im Stillen liebte, verſuchte nun, ſich die Perſon des Abweſenden dadurch zu vergegenwärtigen, daß es ſich allabendlich eine Seite meines Inhaltes laut vorlas, wobei es ſich bemühte, die Mutterſprache des Geliebten, von der es leider kein Wort verſtand, genau mit ſeiner Betonung und Klangfarbe auszuſprechen. Ich muß geſtehen,

daß dieſe barbariſchen Laute, obgleich ſie aus einem nicht übeln Munde kamen, mir geradezu Qualen bereiteten, gegen die mir das Piſtolenſchießen wie eine Wohlthat vorkam.

Nach einiger Zeit begnügte ſich die blonde Flamländerin mit einer halben Seite, dann mit einzelnen Sätzen und ſchließlich ſah ſie mich überhaupt nicht mehr an. Sie hatte einen Müller aus Delft kennen gelernt, der Getreidelieferungen an die Antwerpener Garniſon-Verwaltung hatte, und über dieſen biedern Holländer war mein ſchmucker Landsmann bald vergeſſen. Als ſie nach der Hochzeit in der Mühle einzog, nahm ſie mich zwar mit, verbarg mich aber in eine Kleiderkiſte, wo ich der dort herrſchenden Finſternis und Ruhe wegen, nach kurzer Zeit in tiefen Schlaf verſank. Wie lange ich dort gelegen, vermag ich nicht zu ſagen, ich weiß nur, daß fremde Menſchen, vielleicht die Söhne oder gar Enkel der blonden Mülle-

rin, eines Tages die Kiſte öffneten und ſich nicht wenig verwunderten, zwiſchen feinen Tuchröcken und derben Leinwandhemden ein ſpaniſches Buch zu finden. Da ſie mit mir nichts anzufangen wußten, ſo verkauften ſich mich an einen jüdiſchen Trödler aus Rotterdam, der allwöchentlich einmal mit ſeinem Wagen nach Delft kam. Wie viel er für mich gab, weiß ich nicht mehr, doch kann die Summe nicht ſehr bedeutend geweſen ſein, da Marcus Muskatblatt meine Vorzüge herabzuſetzen und meine Fehler hervorzuheben verſtand. Er nannte mich — und das kränkte mich am meiſten — eine alte Schwarte und bemerkte, daß er ein Buch vom Jahre 1605 nun, da man 1670 ſchriebe, nur für einen ſehr wohlfeilen Preis los werden könnte. Trotzdem kam das Geſchäft zu Stande, der Jude legte mich mit einer zerbrochenen Blumenvaſe, zwei Hufeiſen und einem Sacke Knochen in ſeinen Wagen, ſetzte ſich ohne

weitere Förmlichkeiten auf meinen Leib, trieb ſein mageres Pferd an und fuhr mit mir nach Rotterdam, wo er an einer der engſten Grachten einen kleinen Trödelkram beſaß.

So klein dieſer finſtere Winkel auch ſein mochte, ſo groß war die Welt, die dort an meinem Auge vorüberzog. Edelſteine und alte Kleider, Waffen und verroſtete Kochtöpfe, Gemälde und geflickte Stiefel, ſeltſam geformte Uhren und Federbetten, merkwürdige Schaumünzen und zerbrochene Kämme, kurz das Erhabene wie das Gemeine konnte man in Marcus' Laden kennen lernen. Täglich wechſelte die Geſellſchaft. Manche Dinge, und zwar meiſt die allerunnützeſten, blieben bloß wenige Stunden dort, dann fanden ſie ſchon einen Käufer. Nur ich ſchien zu längerem Aufenthalte im Hauſe des Juden verdammt. Ich war ja nur ein Buch und noch dazu ein Buch in ſpaniſcher Sprache, die in Rotterdam

wenige Menſchen verſtanden und noch weniger liebten.

Da erſchien eines Tages ein Herr in Marcus' Laden, den der Trödler beſonders freundlich begrüßte. „Iſt dem Herrn Doktor eine ſchöne goldene Doſe gefällig?“ fragte er, „oder ein Diamantring oder ein Paar Delfter Krüge?“

Herr van der Snuyten ſtäubte mit ſeinem ſeidenen Schnupftuch einen Stuhl ab und ließ ſich bedächtig darauf nieder. „Diesmal will ich weder Pretioſen noch Steingut“, ſagte er, „ſondern ein Buch, und zwar ein möglichſt großes. Seit Elzevier die winzigen Taſchenausgaben druckt, ſind dieſe Zwerge ſo in Mode gekommen, daß man kaum noch ein Buch in vernünftigem Formate erhält.“ „Befehlen der Herr Doktorleben ein frommes Buch, worin zu leſen ſteht von Moſes und den Propheten, oder ſoll es ein Buch ſein, worin —“

„Ein ganz beliebiges, recht großes Buch“, unterbrach der Doktor den redſeligen Juden, „zeige Er einmal her, was Er von Büchern da hat.“ Marcus griff ſofort nach mir und legte mich vor ſeinen Kunden auf den Tiſch „Es iſt nur ein ſpaniſches Buch, Doktorleben“, entſchuldigte er ſich, „aber dafür iſt es auch billig. Ich will nichts dran verdienen.“ „Thut nichts, Alter, wenn das Papier nur nicht allzuſehr geleimt iſt, darauf kommt alles an. Laß Er einmal ſehen!“ Van der Snuyten ſetzte ſeine Hornbrille auf und rieb eines meiner Blätter behutſam zwiſchen den Fingerſpitzen. „Das Papier iſt gut“, ſagte er nach einer kleinen Pauſe. „Ich kann das Buch gebrauchen. Was will Er dafür haben?“ Gekoſtet hat es mich ſelbſt drei Gulden“, gab Marcus zurück, „giebt mir der Herr Doktor zwei und einen halben, will ich ſein zufrieden, weil es doch nur ein ſpaniſches Buch iſt.“ „Was, drei Gul-

den hat Er dafür bezahlt?“ „Drei Gulden, ſowahr ich geſund ſein will!“ verſicherte Marcus, ließ ſich ſchließlich aber doch erweichen, mich dem Doktor für einen Gulden zu laſſen. Obwohl es mich ein wenig ärgerte, daß van der Snuyten nicht mehr als einen Gulden für mich ausgeben wollte, ſo freute ich mich doch, endlich einen Beſitzer gefunden zu haben, der für meine Vorzüge Verſtändniß zeigte. Wenn dieſer feine liebenswürdige Herr mein Papier ſchon gut fand, wie würde er erſt meinen geiſtigen Inhalt zu ſchätzen wiſſen!

Van der Snuyten war Arzt. Sein Studierzimmer, in dem er die Beſuche der Patienten empfing, war mit tauſenderlei Fläſchchen, Schälchen, Retorten und ähnlichen Dingen vollgepfropft, die den Zweck hatten, den Kranken eine möglichſt hohe Meinung von der Gelehrſamkeit ihres Beſitzers beizubringen, enthielt aber auffallend wenig Bücher. Und was das Seltſamſte

war — die fünf oder ſechs Bände, die der Doktor beſaß, lagen ſämmtlich mit Steinen beſchwert auf den Dielen der Stube. Ich ſollte nicht lange über dieſe Einrichtung im Unklaren bleiben. Am anderen Morgen in aller Frühe ging van der Snuyten aus und kehrte von ſeinem Gange erſt Mittags zurück. Er brachte einen ganzen Arm voll blühender Pflanzen mit, die er ſorgfältig von Erde und Staub reinigte, durch ein großes rundes Glas betrachtete und mit einem Scheerchen zurechtſtutzte. Dann nahm er mich vom Ofenſimſe, wohin er mich am Abende vorher gelegt hatte, ſchlug mich auf, ſtrich meine Blätter glatt und breitete die Pflanzen vorſichtig dazwiſchen. Nachdem der ganze Vorrath in meinem Innern untergebracht war, legte er mich auf ſeinen Seſſel, ſetzte ſich eine Weile auf mich und unterſuchte dann, ob alle Pflanzen auch die gewünſchte Lage beibehalten hätten, wobei er hie und da ein Blättchen zu-

recht bog oder glättete. Dann beſchwerte er mich mit einem Steine und überließ mich meinem Schickſale. Ich, der edelgeborene Don Quixote, war zu einer gemeinen Pflanzenpreſſe herabgeſunken! Zuweilen — wenn ich gerade keine Pflanzen enthielt — brauchte mich der Doktor auch zu einem anderen Zwecke. Sobald dann Patienten geringeren Standes zu ihm kamen und er ſich nach ihrem Leiden erkundigt hatte, holte er mich langſam aus meiner Ecke hervor, blätterte in mir, wobei er ein höchſt bedenkliches Geſicht machte, und las irgend eine Stelle halblaut vor. Dann klappte er ſein lateiniſches Doktorbuch, wie er mich nannte, zu, ſchrieb ein Recept und ließ ſich für ſeinen ärztlichen Rath mit klingender Münze bezahlen.

Als er ſich eines Tages krank fühlte, kam er auf den unglückſeligen Gedanken ſich ſelbſt behandeln zu wollen. Dieſem Eingriff in die Rechte der Natur vermochte ſeine ſonſt ganz

gute Geſundheit aber doch nicht zu widerſtehen, er legte ſich zu Bett und ſtarb, nicht ohne vorher ſeine Herbarien der Stadt Rotterdam, ſeinen ſonſtigen Beſitz, alſo auch mich, einer entfernten Nichte teſtamentariſch vermacht zu haben.

Als dieſe heirathete, verſchenkte ſie die übrigen ſechs Bände, die mit mir zuſammen des Doktors Bibliothek gebildet hatten. Mich aber, der ich mich am ſauberſten trug und deswegen das beſondere Wohlwollen der jungen Holländerin genoß, nahm ſie zur Erinnerung an den alten Onkel mit in ihr neues Heim. Hier erhielt ich auf einem ſchneeweiß geſcheuerten Wandborde den Ehrenplatz neben einer alten Familienbibel. Die Hoffnung, einmal geleſen zu werden, hatte ich längſt aufgegeben und ſah daher ohne Neid auf meine Nachbarin, die jeden Sonntag Morgen für ein halbes Stündchen von meiner Seite herabgeholt wurde. Auch ſonſt ſtand das ehrwürdige Buch zu der Fa-

milie in nahen Beziehungen. Alle Geburts-, Tauf-, Hochzeits- und Todestage wurden von der runden Holländerin auf die erſten Blätter meiner Nachbarin notirt, und mehr als einmal ſah ich, daß unſere Beſitzerin hinter einem neuen Geburtstage gar bald ein anderes Datum mit einem Kreuzchen ſchrieb. Wenn ich als Ausländer natürlich auf eine derartige innige Freundſchaft keinen Anſpruch erheben konnte, ſo vernachläſſigte man mich deshalb doch nicht. Zweimal wöchentlich wurde ich vom Staube gereinigt und Samstags wurden ſogar meine Meſſingſchließen mit einem Wollenläppchen und Putzpulver blank geputzt. Ich bekam wieder Vertrauen zu mir ſelbſt. Denn, ſagte ich mir, wenn eine hübſche junge Frau ſich ſo viel mit Dir abgiebt und Deine Kleidung ſo ſauber hält, dann wirſt Du, alter Don Quixote, doch wohl noch kein übler Kerl ſein!

Von meinem hohen Standorte aus, von wo ich die ganze ſaubere Stube überſehen konnte,

theilte ich mit der Familie Freud und Leid. Ich ſah die Kinder heranwachſen, beobachtete ihre Spiele und nahm Antheil an ihren kleinen Sorgen. Ich ſah, wie eine Amſterdamer Leſefibel ihre Geſundheit und ihre geraden Glieder daran ſetzte, die Sprößlinge meiner Freundin in die Geheimniſſe des Alphabets einzuweihen, ich mußte erleben, daß die Undankbaren das ſchwächliche Buch als Schutz- und Trutzwaffe benutzten und daß ſie es eines Tages durch das geöffnete Fenſter in eine der Grachten warfen, in deren kühler Fluth es einen vorzeitigen Tod fand.

Für mich war es daher äußerſt beruhigend, daß man mich mit beſonderem Reſpect anſah und, ſo oft die Rede auf mich kam, auch des guten alten Doktors gedachte, dem man mit jener ſtillen Bewunderung, deren auf Erden nur ein Erbonkel theilhaftig wird, die genaueſte Kenntniß der ſpaniſchen Sprache andichtete. Die Guten! Weil van der Snuyten ein ſpaniſches

Buch beſeſſen, mußte er nach ihrer feſten Überzeugung auch fließend Spaniſch geſprochen haben! Seine Geſtalt nahm in den Augen der Großneffen und -Nichten mythenhafte Dimenſionen an, und die Familienlegende bemächtigte ſich ſeiner Gelehrſamkeit. Er wurde das leuchtende Vorbild der Jugend. Der Älteſte der Knaben wurde bloß durch meinen Anblick und durch den Ruhm des ſeligen Familienoberhauptes ſo ſehr für die ſpaniſche Sprache begeiſtert, daß er nicht eher ruhte, als bis er einen Sprachmeiſter erhielt, der ihn im Spaniſchen unterrichten mußte. Nach der vierten oder fünften Stunde nahm er mich von meinem Borde herab und verſuchte mich zu leſen. Als ſeine Kenntniſſe hierzu noch nicht reichten, ſchob er die Schuld auf mich, nannte mein Spaniſch völlig veraltet und ungenießbar und ſchwor jede Verbindung mit mir abzubrechen. Hierüber wurde ich jedoch durch das Vertrauen getröſtet, das

mir die Schweſter des jungen Mannes bewies. Da ſie ein ſehr ſchönes Mädchen war, ſo fehlte es ihr nicht an Verehrern, unter denen ſich einer, ein junger Maler, der häufig im Hauſe verkehrte, ihrer Gegenliebe erfreuen durfte. Die Liebenden konnten ſich nur ſehr ſelten unter vier Augen ſprechen und mußten ſich daher Geſtändniſſe, die nicht für die Öffentlichkeit beſtimmt waren, auf ſchriftlichem Wege machen. Hierbei ſpielte ich, theils weil mir die jungen Leute gefielen, theils weil ich mich wahrſcheinlich vergebens geſträubt haben würde, den verſchwiegenen Vermittler.

Der junge Maler nahm mich unter dem Vorwande, daß mein Spaniſch ihn ſo lebhaft an ſein geliebtes Italieniſch erinnere, in die Hand, blätterte in mir und verſteckte in meinem Innern ein Brieflein, das Dortje, die mich von nun an alle Tage abſtaubte, fand und durch ein ähnliches kleines Papier erſetzte. Ich glaube,

niemals haben junge Leute mit größerem Eifer nach einem Buche gegriffen, als jene beiden nach mir. Leider, leider galt dieſer Eifer nicht meinem eigentlichen Inhalte, ſondern nur den zarten Geheimniſſen, die ich vorübergehend in meinem Buſen bewahrte, und die ich niemals einem Fremden verrathen habe. Nach einigen Jahren war das Haus wieder ſtill — die Kinder waren in die Welt hinaus gezogen und in der kleinen ſauberen Stube, in der ſie geweint und gejubelt, lebte nur noch ein altes Mütterchen in ſchneeweißem Haar. Und ſiehe! — Jeden Morgen, wenn das Mütterchen ſeine Nelken- und Levkojentöpfe auf dem Fenſterbrette begoſſen, den Kanarienvogel gefüttert und die Theetaſſe in einem Schälchen von Delfter Fajence ſorgfältig geſpült hatte, nahm es mich mit zitternden Händen herab, ſetzte ſich ſeine Brille auf und begann in mir zu leſen. Denn der älteſte Sohn, ihr Liebling, war vor Jahr und Tag nach Peru

ausgewandert, wo er ſein Spaniſch zu verwerthen und Gold zu finden gedachte. Wenn er ſich ein Vermögen erworben hätte, ſo ſchrieb er einſt, wolle er dem abenteuerlichen Leben in den Goldgruben entſagen, ſich eine Farm kaufen und mit redlichem Fleiße den fruchtbaren Acker beſtellen. Dann müſſe ſein Mütterchen zu ihm hinüberkommen, ihm die Wirthſchaft führen und in dem ſchönen geſegneten Lande an ſeiner Seite einen heiteren Lebensabend verbringen.

Und deshalb hatte ſich die alte Frau aus des Sohnes kleiner Büchertruhe die Grammatik hervorgeſucht, die er bei ſeinen ſpaniſchen Studien gebraucht, deshalb mühte ſie ſich, ihre beſcheidenen Kenntniſſe durch die Lektüre, die ich ihr bot, zu erweitern. Das Lernen machte ihr Arbeit, nur widerwillig wollten ſich die ſeltſamen Worte der fremden Sprache ihrem Gedächtniſſe einprägen — aber dennoch ſank ihr nicht der Muth. Sie lernte ja um ihres Sohnes willen!

Die Arme! Sie ahnte nicht, daß der, für den ſie ſich plagte, längſt im Grabe ſchlummerte. Ein portugieſiſcher Galeerenſträfling, der mit dem jungen Holländer im ſelben Grubenbezirk gearbeitet und mit ihm in derſelben Hütte gewohnt hatte, ſoll ihn im Streite erſtochen haben.

Jahre vergingen. Die alte Frau hoffte von Tag zu Tag auf den Brief, der ſie über den Ocean rufen würde. Wie oft hatten ihre Gedanken ſchon die weite Reiſe gemacht! Wenn ich vor ihr lag, bemerkte ich zuweilen, daß ihre Lippen ſich zwar bewegten, daß ihre Seele aber in dem fernen Lande war, das ihr Liebſtes barg. Still, ineinandergeſunken, ſaß ſie in ihrem Lehnſtuhl, mechaniſch ſchlugen ihre welken Hände meine Blätter um. Eines Tages blieben ſie unbeweglich auf mir liegen; ich fühlte, wie ſie kälter und kälter wurden. Diesmal kehrte ihre Seele nicht von der Reiſe in das ferne Sonnenland

zurück — vielleicht hatte der todte Sohn ſie bei ſich behalten!

Kaum war das Ableben meiner alten Freundin bekannt geworden, kaum hatte man ſie in den ſchmalen Sarg gelegt, ſo erſchien bei dem Schwiegerſohne, der die Ordnung ihres beſcheidenen Nachlaſſes übernommen hatte, ein Buchhändler, um ſich danach zu erkundigen, was man mit mir, dem „alten Don Quixote“, wie er mich nannte, zu thun gedenke. Als entfernter Verwandter hatte er meiner Beſitzerin an jedem Neujahrstage den ſchuldigen Beſuch gemacht und ſich jedesmal mit ſichtlichem Vergnügen davon überzeugt, daß ich noch im Hauſe war. Allerlei zarte Anſpielungen, wie z. B., daß auch er ſich für ſpaniſche Literatur lebhaft intereſſire, oder die Frage, ob der Druck für alte Augen nicht zu undeutlich ſei, hatte die gute Frau gefliſſentlich überhört. Ihre Erben, für die ich gar keinen Werth beſaß,

zögerten jedoch nicht, mich dem Buchhändler anzubieten, der ohne weiteres 25 blanke Gulden für mich zahlte und mich auf der Stelle mitnahm.

„Ei, alter Don Quixote“, ſagte ich erfreut zu mir ſelbſt, „endlich ein Menſch, der deinen Werth zu ſchätzen verſteht! Doktor van der Snuyten wollte nur einen Gulden für dich anlegen — heute bezahlt man aus freien Stücken 25!“ Von der Liqueurflaſche, mit der ich mich zu Madrid im Schranke oft über Dinge unterhalten hatte, die ihrem beſchränkten Bildungsgrade entſprachen, hatte ich gehört, daß gute Weine mit den Jahren an Werth gewännen — nun merkte ich, daß es ſich mit Büchern genau ſo verhielt.

Und dieſes Steigen meines Werthes ging erſtaunlich ſchnell vor ſich, denn nach kaum vier Wochen verkaufte mich der Buchhändler einem reichen engliſchen Lord für 100 Gulden. Was

mich aber am meiſten wunderte, war die Thatſache, daß Lord Granville, mein neueſter Beſitzer, den Preis lächerlich gering fand und ſich vor Freude über den wohlfeilen Kauf gar nicht zu laſſen wußte. Ich entſinne mich noch genau meiner Ankunft in Woodſtock-Caſtel. Es war an einem Wintermorgen des Jahres 1775. Der Lord ſchwankte gerade, ob er auf die Krähenjagd oder in ſein Bibliothekszimmer gehen ſollte. Er war nämlich ein ebenſo großer Jäger wie Bücherfreund. Da in der Nacht Schnee gefallen, das Wetter aber klar und nicht allzu kalt war, ſo ertheilte er den Befehl, den Uhu nach der Krähenhütte zu bringen. In dieſem Augenblicke trat der Poſtbote ein, der an den Hausherrn ein großes Packet abzugeben hatte. „Das iſt der Don Quixote aus Rotterdam!“ rief der Lord ſo laut, daß ich jedes Wort durch all meine Papp- und Papierhüllen hindurch verſtehen konnte. Er ließ die Krähen Krähen ſein,

trug mich in ſeine Bibliothek und packte mich aus — ſehr behutſam und ohne jede Übereilung, gleichſam als wolle er ſich die Vorfreude nach Möglichkeit verlängern. Dann aber ſchlug er mich ſchnell auf und überflog mein Titelblatt. „Ja er iſt's“, jubelte er, „der erſte Don Quixote! — Madrid — Juan de la Cueſta — 1605! Gott ſei Dank, nun iſt mein ſchönſter Traum in Erfüllung gegangen!“ Er klingelte ſeinem Diener, der ſeine Gemahlin, ſeine Söhne, Töchter, ſogar den Gutsverwalter, den Förſter und den Pfarrer des Dorfes herbeiholen mußte, denen er mich zeigte, ohne indeß einem dieſer Leute zu geſtatten, mich in die Hand zu nehmen. Nachdem er mich wiederholt an ſein Herz gepreßt, ſchrieb er eine genaue bibliographiſche Notiz über meine Perſönlichkeit, über Format, Satz, Papier und Alter, und ordnete ſie in ſeinen Katalog ein. Mich ſelbſt ſtellte er auf ein prächtiges Bücherregal aus polirtem Mahagoni-

holz, wo ich zu meinem größten Erſtaunen eine ganze Menge anderer Don Quixote traf, die in Sevilla, Barcelona, Liſſabon, Antwerpen, Rotterdam, London, Paris, Rom und Leipzig gedruckt waren. Ich hätte nie geglaubt, daß ich eine ſo ausgedehnte Verwandtſchaft beſeſſen! Da waren Vettern jeden Formates, theils noch beſcheidener gekleidet als ich ſelbſt, theils in ſo koſtbaren Einbänden, daß man ihnen ſofort anſah, wie weit ſie es trotz ihrer Jugend ſchon gebracht hatten. Einer von ihnen, der ſein Spaniſch ganz verlernt zu haben ſchien und dafür fließend Engliſch ſprach, war ſogar mit Goldſchnitt geſchmückt, auf den er ſich nicht wenig einbildete. Meine Verwandten begrüßten mich in der liebenswürdigſten Weiſe und geſtanden, daß ſie längſt die Hoffnung aufgegeben hätten, mich, das Oberhaupt der Familie, noch einmal perſönlich kennen zu lernen, da der Lord jederzeit behauptet habe, die editio princeps des

Don Quixote — dieſe ſeltſame Bezeichnung hatte mir mein neuer Beſitzer beigelegt — ſei außerordentlich ſelten geworden. Von allen Seiten auf das Höchſte geehrt, hätte ich mich in Lord Granville's Bibliothek glücklich fühlen können, wenn ich mich nicht aufs Neue der Erwartung hingegeben hätte, doch eines Tages um meines Inhaltes willen geleſen zu werden. Dieſe Erwartung blieb indeß unerfüllt. Als ich nach einigen Monaten den übrigen Büchern mein Befremden hierüber ausſprach, erregten meine Worte die Heiterkeit der ganzen Geſellſchaft.

„Nein, beſter Herr Vetter", belehrte mich der in Sevilla gedruckte Don Quixote, „darüber brauchen Sie ſich nicht zu beunruhigen! Geleſen hat Lord Granville noch keinen von uns. Er begnügt ſich damit, uns zu beſitzen und zu katalogiſiren. Er weiß ganz genau, wann, wo und unter welchen Umſtänden wir erſchienen ſind, er kennt das Waſſerzeichen unſeres Pa-

piers, den Namen unſeres Druckers, ja, manchmal ſogar unſeres Buchbinders, er vermag zu ſagen, welcher Papſt uns auf den Index geſetzt und welcher Biſchof uns mit dem Feuertode bedroht hat — aber unſer Inhalt iſt ihm vollſtändig gleichgültig.“

Und in der That, ſo viele Jahre ich auch in der Bibliothek des Lords zugebracht habe, niemals ſah ich unſern Beſitzer in einem von uns leſen. Ja, er hielt ſogar ſtrenge darauf, daß ſeine Freunde, die er mitunter durch ſeine Bücherſäle führte, und die er jedesmal auf mich aufmerkſam machte, niemals ein Buch berührten oder gar von den Regalen herabnahmen.

Unter dieſen Umſtänden iſt es wohl nicht verwunderlich, daß wir unſerem Beſitzer innerlich durchaus fremd blieben, und daß dieſe Gleichgültigkeit gegen unſeren geiſtigen Werth auch auf ſeine vier Kinder überging. Als der Lord ſtarb — er fiel eines Tages von ſeiner

Bücherleiter — wurde die Bibliothek in der einfachen Weiſe geteilt, daß jeder ſeiner Erben den vierten Theil des Bücherbeſtandes bekam und zwar genau nach der alphabetiſchen Ordnung. Der erſtgeborene Sohn erhielt ſämmtliche Bände, deren Verfaſſernamen mit dem Buchſtaben A—F begannen, der zweite die mit dem Buchſtaben G—M. In ähnlicher Weiſe theilten ſich die beiden Töchter in den Reſt, ſo daß die eine mit Allem, was ſich in die Rubrik N—S einordnete, die andere mit ſämmtlichen zu der Kategorie T—Z gehörigen Büchern beglückt wurde. Da die jüngere Tochter, der unfruchtbaren Buchſtaben X und Y wegen, bei der Theilung auffallend ſchlecht davonkam, ſo erhielt ſie zur Entſchädigung noch die Regale und den Katalog der ganzen Bibliothek.

Mein neuer Beſitzer nahm mich mit nach Deutſchland, und zwar an den Rhein, wo er ſich zu Anfang des neuen Jahrhunderts ein

hübſches Landhaus erworben hatte. Für uns Bücher war in der kleinen Villa freilich kein Raum und ſo wanderten wir denn alleſamt auf den Speicher, wo wir unbemerkt und ungeleſen etwa 80 Jahre zubrachten. Ich lag in einem ſehr dunklen und einſamen Winkel und würde vor lauter Langeweile geſtorben ſein, wenn nicht eine Mäuſe-Familie, die meinen Rücken viele Generationen hindurch als Wohnung benutzte, mir die Zeit durch ihr Geplauder verkürzt hätte. Herr Mauſerich — ſo hieß der Begründer der Familie — entdeckte mich eines Tages auf ſeinen Streifzügen durch die Bodenkammer. Da er ſich gerade auf der Suche nach einer Wohnung befand, ſchlüpfte er in meinen Rücken, hielt Umſchau und beſchloß ſich häuslich darin niederzulaſſen. Es war ein mürriſcher Junggeſelle, der auf ſein Äußeres wenig Werth zu legen ſchien, ſein braungraues Fell ſelten einmal bürſtete, ſehr unregelmäßig nach Hauſe kam und

mit den übrigen Mäuſen des Bodens beſtändig auf Kriegsfuß lebte. Aber plötzlich — es war an einem warmen Märztage, der den Schnee auf dem Hausdache zum Schmelzen brachte, daß er mit fürchterlichem Getöſe abrutſchte — ging eine Änderung in Mauſerich's Weſen vor ſich. Er wurde elegiſch geſtimmt, blies im Mondſchein auf einem Strohhalm Flötenſoli, verwandte ganze Stunden auf ſeine Toilette, bis ſein Fell ſo glatt wie Seide wurde, und begann laut zu träumen. Von Tag zu Tag magerte er ab, ſeufzte bald ſtundenlang und tanzte bald vor Vergnügen auf dem Kopfe. Seinen langen Schwanz ſchlang er zu einem zierlichen Monogramm, bei deſſen Anblick ihm helle Thränen über die Wangen rannen, und ſeinen Schnurrbart, den er früher ſehr ſtruppig getragen hatte, ließ er von nun an zweimal in der Woche kräuſeln. Ich ahnte, was mit dem Armen vorgegangen war.

Eines Abends kam er laut quiekend nach Hauſe, roch ſtark nach Syrup und rief die ganze Nacht bald lachend, bald weinend, den Namen Albinchen. Am andern Morgen ſäuberte er ſeine Wohnung, putzte ſich dann ſelbſt ſo ſorgfältig wie noch nie zuvor, ging fort und blieb den ganzen Tag über außer Hauſe. Am Abend kam er zurück — nicht allein, ſondern in Begleitung einer kleinen ſchneeweißen Mauſedame, deren roſenrothe Augen es dem alten Junggeſellen offenbar angethan hatten. Schüchtern betrat die junge Frau das neue Heim, ſtrahlend vor Glück muſterte ſie die trauliche Stätte, wo ſie an der Seite ihres graubraunen Gemahls von nun an wohnen ſollte. Herr Mauſerich war der aufmerkſamſte und zärtlichſte Gatte, der ſeine Frau geradezu auf den Pfötchen trug und ihr täglich die zarteſten Weizenkörner, Erbſen und Speckſtückchen aus einer nicht allzu fernen Vorrathskammer mit-

brachte. Zehn Tage nach ihrem Einzug in meinen Rücken begann Frau Albinchen allerlei Veränderungen in der häuslichen Einrichtung vorzunehmen und errichtete in der dunkelſten Ecke der Wohnung ein bequemes warmes Bett aus feinen Papierſchnitzeln, die ſie von zwei theologiſchen Büchern, einem proteſtantiſchen und einem katholiſchen, behutſam abnagte. Herr Mauſerich wollte ihr bei dieſem Geſchäfte behülflich ſein, war aber ſo erregt und zerſtreut, daß ihm ſeine Gattin den Rath gab, lieber ein wenig auf das Dach hinaus zu gehen und bei dieſer Gelegenheit der verwittweten Frau Spatz, einer entfernten Verwandten, einen Beſuch zu machen. Als er von dieſem Ausfluge zurückkehrte, war zu Hauſe ein fröhliches Ereigniß eingetreten, und Frau Albinchen beeilte ſich, dem glücklichen Vater die winzigen ſechs Sprößlinge vorzuſtellen. Sie hatte ſich freilich von dem Anblicke der roſigen Kinderchen eine ganz

andere Wirkung auf den Vater verſprochen und erſtaunte nicht wenig, als dieſer ziemlich klein=laut bemerkte, die Hälfte der Familie hätte für den Anfang genügt. Die Zeiten, meinte er, ſeien jetzt ſchlechter denn je, viele Kinder ver=urſachten viele Sorge und ſchließlich zeige ſich in der Beſchränkung erſt der Meiſter. Wenn es bei dieſen Redensarten geblieben wäre, ſo würde ſich Frau Albinchen wahrſcheinlich be=ruhigt haben, allein der Rabenvater erklärte rundweg, er könne überhaupt nur diejenigen von den Bälgern — ſo lieblos drückte er ſich aus! — als ſeine Kinder anerkennen, die ſich durch ihre Farbe als ſeine legitimen Sprößlinge auszuweiſen vermöchten.

Die junge Mutter zitterte, denn ihr ſcharfes Auge hatte längſt erkannt, daß die Hälfte der Nachkommenſchaft ſo weiß wie ſie ſelber wer=den würde. Mit echt weiblicher Liſt veranlaßte ſie ſämmtliche Baſen, die zum Beſuche kamen,

in Gegenwart Herrn Mauſerichs zu erklären, daß jedes einzelne der ſechs Kinder „ganz der Papa“ wäre — umſonſt, eines Tages lagen nur noch drei in der Wiege. Der erzürnte Vater hatte die weißen Sprößlinge einfach aufgefreſſen! Das war der Anfang des Dramas, das ſich nun in meinem Rücken abſpielte. Das furchtbare Verbrechen des Kindesmordes verlangte ſtrenge Sühne, und noch viele Generationen hatten unter dem Schickſale zu leiden, das damals über das Geſchlecht der Mäuſe hereinbrach. In immer neuer Geſtalt ſandte der Himmel dem ruchloſen Volke Strafen, bald kamen Zeiten der Theuerung, wo man alte Stiefel annagen mußte, bald erſchienen ſchleichende Ungeheuer, die mit ihren grünen Augen das kleinſte Mäuslein im finſterſten Winkel erſpähten und mit ſcharfen Krallen fingen. Sogar die Erde ſchien ſich gegen alles, was Maus hieß, verſchworen zu haben, ſie brachte rothen

Weizen hervor, deſſen, Genuß, wenn nicht den Tod, ſo doch das ſchrecklichſte Leibſchneiden bewirkte.

Ich will von dieſen Greueln ſchweigen und nur noch berichten, wie ich wieder in die Geſellſchaft der Menſchen kam. Eines Mittags — es mochte vor etwa zehn Jahren ſein — vernahm ich auf dem Dachboden Schritte. Ein junger Mann ſtieg in Begleitung eines muntern Knaben die Treppe empor, und beide begannen, indem ſie ſich laut über Inſekten unterhielten, an den Dachſparren nach Spinnen zu ſuchen, die ſie, wie ich zu verſtehen glaubte, der Betrachtung durch das Mikroſkop unterwerfen wollten.

Spinnen fanden ſie nun freilich nicht, denn dieſe ſonſt ſo geſchäftigen Thiere hatten in jenem Sommer ihre Hausinduſtrie aufgeben müſſen, weil ſie in der Herſtellung feinerer Gewebe und Spitzen nicht mehr mit dem fabrik-

mäßigen Betriebe concurriren konnten, deſſen wohlfeile Erzeugniſſe den Weltmarkt beherrſchten. Dafür machte der Knabe indeß eine andere Entdeckung. Unter Staub und Gerümpel fand er ein Buch, in dem ſein Begleiter ſofort eine alte Original-Ausgabe des berühmten Romans des Cervantes erkannte. Im Triumphe wurde ich in die Wohnſtube getragen, wo der junge Mann — es war der Lehrer der Dorfſchule, der den Sohn des jetzigen Beſitzers der Villa unterrichtete — ſeiner Freude über den ſeltenen Fund ſo lauten Ausdruck verlieh, daß der Vater des Knaben mich ihm ſchenkte.

Der Dorfſchulmeiſter, ein liebenswürdiger Herr, der ſich durch eine gewiſſe behäbige Körperfülle und die damit verbundene heitere Weltanſchauung von den meiſten ſeiner Collegen unterſchied, hatte ſich ſchon früher zu ſeinem Vergnügen mit der ſpaniſchen Literatur beſchäftigt. Da er nebenbei einen nicht zu unter-

ſchätzenden Sinn für alles Praktiſche beſaß, ſo ſann er ſofort darüber nach, wie er mich am vortheilhafteſten verwerthen könne. „Wie wäre es“, ſo dachte er, „wenn ich dieſen guten alten Don Quixote, den Jedermann wenigſtens dem Namen nach kennt, in eine andere Form göſſe und aus dem ſinnreichen Hidalgo einen biedern deutſchen Schneider machte? Einem ſolchen kann man am eheſten zutrauen, daß er ein Opfer ſeiner literariſchen Neigungen werde.“

Und er begann eines meiner Capitel nach dem anderen in gereimte Verſe umzudichten, ſo drollig, daß ich ſelbſt kaum das Lachen zu verbeißen vermochte, wenn er, ſobald er eine Seite geſchrieben, ſich die vierzeiligen Strophen vordeklamirte. Manchmal gingen mir allerdings in ſolchen Momenten die Augen über; aber das lag an dem ſcharfen Tabaksqualm, den er, wenn ihn die dichteriſche Begeiſterung ergriff, in raſchen Zügen aus ſeiner langen

Pfeife ſog und mir in kleinen Wölkchen ins Geſicht blies. Ich muß geſtehen, daß ich mich in des Dorfſchulmeiſters Hauſe ſehr wohl gefühlt habe, obgleich auch er mich nicht aus ſelbſtloſer Freude an meinem Inhalte las. In ſeiner kleinen Wohnung herrſchte jene echt deutſche Gemüthlichkeit, die uns Südländer ſo eigenartig berührt. Beſonders ſchön war es dort an ſtillen Winterabenden. Wenn mein Beſitzer dann die Aufſatzhefte ſeiner Schüler durchcorrigirt und zuſammen mit dem Ärger des ganzen Tages in ſeinem Pulte verſchloſſen hatte, griff er nach mir. Seine kleine blonde Frau, die ihm mit einer Handarbeit gegenüberſaß, ſchlich ſich dann leiſe fort und kehrte mit einer Kanne Bier zurück, die ſie neben das Tintenfaß des Gatten auf den Tiſch ſtellte. Sie wußte, wie ſehr dieſer braune Saft die deutſche Phantaſie beflügelt. Und dann rieſelten die Verſe über das Papier, ſo ſchnell und rein,

wie die Bächlein im März. Der Pegasus meines Dorfschulmeisters machte gewöhnlich erst Halt, wenn die Schüssel mit den dampfenden Reibe- oder Puffertskuchen hereingebracht wurde. Aber dann hätten sich auch alle Helden Spaniens vergeblich bemüht, die Aufmerksamkeit meines Besitzers zu fesseln! — Der Zaubermacht dieser Herrlichkeiten wäre sogar Amadis von Gallien nicht gewachsen gewesen!

Als der Dorfschulmeister seinen „Don Kichote“ — so nannte er die Nachdichtung — vollendet und nach vielen vergeblichen Bemühungen bei einem Leipziger Verleger untergebracht hatte, fand er, daß ich nun überflüssig geworden sei.

Durch Vermittlung eines ihm befreundeten Buchhändlers verkaufte er mich nach Leipzig — und so bin ich jetzt hier. Wann ich wieder einmal in andere Hände gelangen werde, weiß ich nicht, aber eines weiß ich bestimmt: daß

mich auch in Zukunft kein Menſch leſen, ich meine, aus reiner Freude an meinem Inhalte leſen wird! Die Menſchen ſind im Ganzen kein übles Völkchen — nur das eine dürfen wir nicht von ihnen verlangen: daß ſie uns leſen ſollen! Und damit, meine verehrten Herrſchaften, wäre meine Geſchichte zu Ende. Es würde mich freuen, wenn ich Sie nicht allzuſehr gelangweilt hätte!“

„Nein, nicht bezauberte Roſe — bezaubernde Roſe müßteſt Du heißen! ließ ſich in dieſem Augenblick die Stimme des kleinen Peter Schlemihl vernehmen, der auf dem Tiſche zu den Füßen ſeines Röschen kniete und ſo von ſeiner Liebe in Anſpruch genommen wurde, daß er die plötzlich eingetretene Stille gar nicht bemerkt hatte. Schallendes Gelächter gemahnte den Armen daran, daß ſeine zärtlichen Worte von der ganzen Geſellſchaft vernommen worden waren. Die Liebenden flogen auseinander und

ſuchten ſich beide vor den ſpöttiſchen Blicken der Menge in Sicherheit zu bringen. Röschen erreichte auch ohne Schwierigkeiten ihren alten Platz, aber über Peter's Haupt ſchien ein beſonderes Verhängniß zu ſchweben. Er ſtolperte bei ſeiner Flucht über Schmittlein's Hand, die ſammt dem Arme auf den Tiſch herabgeſunken war.

Bei dieſer plötzlichen Berührung fuhr der junge Buchhändler wie aus tiefem Schlafe empor, ſtieß mit dem Arme gegen die beiden Stapel und warf ſie mit heftigem Ruck von der Tafel hinab. Bei dem Gepolter der purzelnden Bücher wurde er vollends wach, brauchte aber eine ganze Weile, bis ihm klar wurde, wo er ſich befand. Er hatte die Empfindung, als ſei er im Eiſenbahncoupé eingeſchlafen und bei einer Kurve urplötzlich aus dem Schlummer gerüttelt worden. Dann belehrten ihn jedoch die ruhig brennende Lampe und die Regale

ringsumher über ſeinen Aufenthalt. Die Gluth im Ofen war bis auf einen ſpärlichen Reſt zuſammengeſchwunden, aus dem ſich nur mit Mühe wieder Flammen anfachen ließen. Schmittlein ſah nach der Uhr. Es war kurz nach ſieben und durch die Fenſter dämmerte das karge Licht eines trüben Dezembermorgens. Fröſtelnd ſammelte der junge Mann die auf dem Boden umher verſtreuten Bücher und ordnete ſie in zwei Stöße. Als er Schulze's Bezauberte Roſe aufhob, mußte er ſo lebhaft an die Ereigniſſe der Nacht denken, daß er das Büchlein anſtatt zu der, für den Pfarrer in Holſtein beſtimmten Sendung, auf den Stapel der Gräfin Landeck legte.

Dann ſetzte er ſich wieder in ſeinen Seſſel, rieb ſich den Schlaf aus den Augen und ſchickte ſich an, die unterbrochene Arbeit zu Ende zu führen. In dieſem Augenblick betrat der Principal, der in der Zeit vor Weihnachten ſehr

zeitig in das Geſchäft zu gehen pflegte, das Antiquariat. Erſtaunt blieb er in der Thüre ſtehen. „Was?“ rief er, „Herr Schmittlein, Sie ſind wohl die ganze Nacht bei der Arbeit geblieben?“ Der Gefragte konnte dies mit gutem Gewiſſen bejahen.

„Das darf keinen Falls wieder vorkommen!“ fuhr der alte Herr fort, „wenn es auch um dieſe Zeit vieles bei uns zu thun giebt, ſo brauchen Sie deshalb doch nicht gleich in's Zeug zu gehen! Übrigens“, ſetzte er hinzu, „Ihr Eifer gefällt mir, junger Mann! Ich hatte die Abſicht, Ihr Gehalt erſt nach einem halben Jahre aufzubeſſern, aber unter dieſen Umſtänden will ich Ihnen ſchon von Januar an 25 Mark zulegen. Sie haben hoffentlich nichts dagegen?“

Unſer Freund gehörte zu den Menſchen, die derartige Schickſalswendungen ohne Murren über ſich ergehen laſſen. Da er überdies keine triftigen Gründe gegen die Entſchließung ſeines

Principals anzuführen wußte, so beschränkte er sich darauf, dem freundlichen alten Herrn gerührt zu danken.

Einige Tage später brachte die Post ein parfümirtes Briefchen, dessen Inhalt folgenden Wortlaut hatte:

„An die X'sche Buchhandlung in Leipzig.

Der gestern eingetroffenen Büchersendung lag ein Büchlein bei, das ich zwar nicht bestellt habe, trotzdem aber behalten will. Es ist Schulze's Bezauberte Rose. Ich bitte Sie, dasselbe gelegentlich mit Chamisso's Peter Schlemihl zusammen in einen einfachen aber geschmackvollen Halbfranzband binden zu lassen. Ihr Bote kann beide Bücher beim Portier meines Hôtels in Empfang nehmen.

Achtungsvoll

Gräfin Landeck."